

Hans Waldenfels SJ

Bald ist es zu spät! „Lösch den Geist nicht aus!“

Eine vergessene Prognose, eine verpasste Chance

1970 fragte Professor Joseph Ratzinger in einem Radiovortrag, was aus der Kirche nach dem Jahr 2000 wird. Er beantwortete die Frage mit einer scharfsinnigen Analyse:

Aus der Krise von heute wird auch dieses Mal eine Kirche morgen hervorgehen die viel verloren hat. Sie wird klein werden, weithin ganz von vorne anfangen müssen. Sie wird viele der Bauten nicht mehr füllen können, die in der Hochkonjunktur geschaffen wurden. Sie wird mit der Zahl der Anhänger viele ihrer Privilegien in der Gesellschaft verlieren. Sie wird sich sehr viel stärker gegenüber bisher als Freiwilligkeitsgemeinschaft darstellen, die nur durch Entscheidung zugänglich wird. Sie wird als kleine Gemeinschaft sehr viel stärker die Initiative ihrer einzelnen Glieder beanspruchen. Sie wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen. In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein. Aber bei allen diesen Veränderungen, die man vermuten kann, wird die Kirche ihr Wesentliches von neuem und mit aller Entschiedenheit in dem finden, was immer ihre Mitte war: Im Glauben an den drei-einigen Gott, an Jesus Christus, den menschengewordenen Sohn Gottes, an den Beistand des Geistes, der bis zum Ende reicht. Sie wird in Glaube und Gebet wieder ihre eigentliche Mitte erkennen und die Sakramente wieder als Gottesdienst, nicht als Problem liturgischer Gestaltung erfahren.¹

Diese Zeitanalyse wird momentan wiederholt zitiert. Paul M. Zulehner erblickte in ihr eine „Vision“ des jungen Professors². Tatsächlich sagen inzwischen nicht wenige: Das wird kommen. Auch ich bin davon überzeugt. Nur glaube ich, dass es dann in unseren Breiten zu spät ist. „Bewährte Männer“ gibt es bald nicht mehr (von „bewährten Frauen“ zu sprechen verbietet die Kirchendisziplin). Die Zeit geht zu Ende, in der man aus der Kenntnis seiner Gemeinde und des Umfeldes seinem Bischof sagen konnte: Hier sind drei, vier „bewährte Christen“, denen man allein oder zusammen die Leitung einer Gemeinde und den Vorsitz bei der Eucharistiefeier anvertrauen könnte: Männer, die sich in Beruf und Familie bewährt haben, denen Sonntagsgottesdienst und Empfang der Eucharistie eine Selbstverständlichkeit und

¹ Vgl. *J. Ratzinger*, Glaube und Zukunft. München 1970, 122f; dazu auch *H. Waldenfels*, Lösch den Geist nicht aus! Gegen die Geistvergessenheit in Kirchen und Gesellschaft. Paderborn 2008, 17-29.

² Vgl. *P.M. Zulehner*, Priestermangel, ja und?: Rheinischer Merkur Nr. 312 (30.7.2009) 7.

ein Herzensanliegen sind, die zudem ein für die Glaubenspraxis hinreichendes Glaubenswissen haben.. Die Zeit schreitet voran, und die Welt ändert sich weiter.

Das Kirchenbild

Inzwischen fragen wir: Was hat sich in den letzten fünfzig Jahren nach Ankündigung des 2.Vatikanischen Konzils am 25. Januar 1959 in der Kirche getan? Mit Erschrecken haben diejenigen, die bewusst in der Geschichte der Kirche leben, feststellen müssen, dass auf den Tag fünfzig Jahre später, am 25. Januar 2009, in Rom verkündigt wurde, die Exkommunikation der illegitim von Erzbischof Lefebvre geweihten Bischöfe sei aufgehoben. Dabei war die Exkommunikation eine Folge der Tatsache, dass sich Erzbischof Lefebvre von wesentlichen Entscheidungen des 2.Vatikanischen Konzils distanziert hatte, - die Leitung der Pius-Bruderschaft hat diese Einstellung bis heute nicht aufgegeben.

Die Situation wirkt noch dramatischer, wenn man bedenkt, dass vor gut einhundert Jahren die Kirche schon einmal recht scharf gegen Vertreter des so genannten Modernismus eingeschritten ist und Ansätze verurteilt hat, die inzwischen auf neue Weise in der Kirche wirksam geworden sind. Ein wichtiges Moment war das Kirchenbild, das im Vorfeld des Konzils ein neues Profil erhalten hat. Mehrere Bewegungen haben zu seiner Erneuerung beigetragen. Dazu gehörten die Liturgische Bewegung, die Bibelbewegung, die Erneuerung des Laienapostolats, die Ökumenische Bewegung. Angesichts dieser Bewegungen ist es falsch, im Konzil eine radikale Zäsur zu erblicken. Zu Recht hat Papst Benedikt XVI. zwischen einer Hermeneutik der Diskontinuität, die er ablehnt, und einer Hermeneutik der Reform, die er bejaht, unterschieden³. Die Wurzeln der Reform liegen in vieler Hinsicht vor dem Konzil.

Zu den Wurzeln des heutigen Kirchenbildes gehört die Abkehr von einem rein hierarchologisch-strukturell bestimmten Kirchenverständnis zu einem nachdrücklich biblisch verankerten Kirchenbild. Zwei Grundideen lassen das wahre Geheimnis der Kirche erkennen: Leib Christi und Volk Gottes. Den Leib-Gedanken hat Pius XII.in seiner Enzyklika *Mystici Corporis* vom 29.Juni 1943 eindrucksvoll herausgearbeitet. Den Volk Gottes-Gedanken hat das 2. Vatikanische Konzil im 2. Kapitel der Konstitution *Lumen gentium* herausgestellt. „Volk Gottes“ erinnert an die Berufung

³ Vgl. seine Weihnachtsansprache vor dem Kardinalskollegium am 22. Dezember 2005; auszugsweise dokumentiert in W. Beinert (Hg.), Vatikan und die Pius-Brüder. Freiburg 2009, 220-231; dazu H. Waldenfels, Fünfzig Jahre später: M. Delgado / H. Waldenfels (Hg.), Evangelium und Kultur. Begegnungen und Brüche (FS M.Sievernich). Fribourg / Stuttgart 210 (im Druck).

des alttestamentlichen Gottesvolkes und seinen Zug durch die Wüste und bindet die Existenz der Kirche an die gegenwärtige Welt. Das Volk aber ist eine Gemeinschaft unterwegs. Was lange Zeit statisch und unwandelbar erschien, wird immer wieder neu in den Menschen, die Kirche sind, erhält einen dynamischen Grundzug.

Im Konzil findet all das seinen Ausdruck in zwei grundlegenden Dokumenten, in der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* und in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes*. Was hier und in der Liturgiekonstitution grundsätzlich zur Sprache kommt, wird weiter entfaltet in den Dekreten über das Hirtenamt der Bischöfe, über Amt und Dienst der Priester und ihre Ausbildung, über das Apostolat der Laien, über die katholischen Ostkirchen und den Ökumenismus, über die Erneuerung des Ordenslebens, über die missionarische Tätigkeit der Kirche. Zukunftsweisend waren die Erklärungen über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen und die Religionsfreiheit. Da inzwischen die meisten Mitglieder der Kirche das Konzil nicht mehr miterlebt haben, wäre eine gründliche *Relecture* der Dokumente dringend erforderlich.

In den Konzilstexten werden alle Kirchenglieder in ihren Aufgabenstellungen bestätigt. Die Einseitigkeit eines vorrangig hierarchisch bestimmten Kirchenbildes wird korrigiert. In der nicht zu übersehenden Reklerikalisierung der heutigen Kirche wird diese Korrektur aber in vieler Hinsicht praktisch rückgängig gemacht. Denn alle Strukturüberlegungen gehen weithin von dem nicht zu übersehenden Priestermangel bzw. den fehlenden geistlichen Berufungen aus, so dass sich die Strukturreformen in den westlichen Ländern vor allem auf Abhilfen in dieser Mangelsituation konzentrieren. Das Potential, das in einer aktiven Tätigkeit der nicht-ordinierten Kirchenmitglieder vorhanden war (und immer noch ist), wird dabei nur noch sehr mangelhaft in die Überlegungen einbezogen.

Mit den biblischen Grundworten des Kirchenverständnisses – Leib Christi und Volk Gottes – wird – wie gesagt - der Sinn für das Mysterium Kirche auf entscheidende Weise gefördert. Das sollte zu einer neuen spirituellen Erneuerung der Kirche führen. Wo diese im Blickpunkt steht, dürfen weltlich-soziologische Überlegungen, sei es im Finanz-, sei es im Personalbereich, nicht maßgeblich sein und darf die Kirche nicht zu einer gesellschaftlichen Institution degradiert werden.

Vertikale Häresie

Die heutige Situation ist in der deutschen Kirche stark geprägt von Resignation, Frust und wachsender Distanzierung vieler Gläubiger zur Kirche ganz allgemein. Wenig hilfreich ist dabei, dass analog zum Staatsverständnis auch die Kirche oft mit dem Amt in der Kirche identifiziert und entsprechend distanziert von der „Amtskirche“ gesprochen wird. Die Kirche steht dann gleichsam als eigene Größe den Mitgliedern gegenüber; diese identifizieren sich nicht mit ihr und fühlen sich folglich nicht als Kirche. Die Phänomene, die das beweisen, sind bekannt: ein starker Rückgang des Gottesdienstbesuchs, eine starke Veralterung der Kirchenbesucher, ein abnehmendes Interesse an geistlichen Berufen, eine rapide Abnahme des religiösen Wissens, ein starker Zug zu einer Patchwork-Religiosität⁴, verbunden mit einem Interesse an religiösen Event-Veranstaltungen ohne starke Nachhaltigkeit, schließlich die Hinkehr zu neuen Formen des Atheismus⁵. Die religionssoziologischen Studien, die die Auflösung eines einheitlichen Milieus in verschiedene Milieus erkennen lassen, werden vorwiegend von Fachleuten wahrgenommen und diskutiert.

An dieser Stelle ist auf das sich ändernde Häresieverständnis zu achten. Der Religionssoziologe Peter L. Berger hat schon vor Jahren von einem „Zwang zur Häresie“ gesprochen⁶. Er meinte damit, dass der moderne Mensch – im ursprünglichen Sinne von „Häresie“ = Wahl, Auswahl – nicht umhin kommt, in vielen Situationen, nicht nur in weltlichen, sondern auch in religiösen Fragen zu „wählen“ und zu entscheiden. Dabei zeigt sich bei einer horizontalen Betrachtungsweise, dass die Denk- und Verhaltensweisen zwischen Angehörigen verschiedener christlicher Konfessionen und unterschiedlicher Religionen .sich mehr und mehr angleichen. Viele Menschen weichen eindeutigen Entscheidungen aus und wählen dies und das nach Gutdünken und Gefallen aus.

Zugleich kommt es nicht nur in der Gesellschaft und der Politik, sondern auch in Religionen zu einer wachsenden Distanzierung zwischen denen „da oben“ und dem „einfachen Volk“. Zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk zeigt sich eine wachsende Distanz. Anders ausgedrückt: das Bewusstsein für Häresien, also für religiöse Grundunterscheidungen im Verständnis der religiösen Wahrheit, nimmt ab. Dafür wächst in der Praxis das, was als „vertikale Häresie“ angesprochen werden

⁴ Vgl. *U. Beck*, *Der eigene Gott. Friedensfähigkeit und Gewaltpotential der Religionen*. Frankfurt 2008.

⁵ Vgl. *G.M. Hoff*, *Die neuen Atheisten. Eine notwendige Provokation*. Kevelaer 2009; *M. Striet* (Hg.), *Wiederkehr des Atheismus. Fluch oder Segen für die Theologie?* Freiburg 2008.

⁶ Vgl. *P.L. Berger*, *Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft*. Frankfurt 1980.

kann und Ausdruck einer Entfremdung zwischen Kirchenführern und den übrigen „Gläubigen“ ist.

Zur „vertikalen Häresie“ tragen eine Reihe von Faktoren bei. Auf verschiedenen Ebenen zeigt sich ein wachsender Zentralismus. Dieser kann durch räumliche Entfernung der Zentrale zustande kommen, aber auch dadurch, dass Leitungsträger - außer bei Feierlichkeiten – für das „einfache Volk“ kaum noch zugänglich sind. Nicht nur Rom ist weit weg. Ein Gefühl der Distanz stellt sich inzwischen auch auf unteren Ebenen ein, wenn z.B. die Leitung von Großpfarreien oder Seelsorgeeinheiten unter mangelnder Delegation und Mitbestimmung leidet, viele früher selbständige Einheiten auf neue Weise zentral gesteuert werden und der Leiter aus verständlichen Gründen – oft ist er wirklich physisch und zeitlich überfordert - immer weniger für ein Gespräch zur Verfügung steht und die Mitarbeit anderer vor Ort sucht..

Schwierigkeiten bereitet auch die Altersstruktur der Leitungsträger. Während in weltlichen Gremien die Ablösung der Generationen immer stärker zugunsten jüngerer Mitarbeiter geregelt wird, kann in der Kirche von einer deutlichen Überalterung der Leitungsgremien gesprochen werden. Das hemmt den geistigen Innovationsprozess. Denn mit zunehmendem Alter nehmen sowohl die Veränderungsbereitschaft als auch die Offenheit für die Nöte und Anliegen der zukünftigen Generationen ab. Dass in der katholischen Kirche sich zudem die Frage nach der Rolle der Frauen in der Leitung der Kirche stellt, ist bekannt.

Dialog

Zu den stärksten Impulsen des 2. Vatikanischen Konzils gehört die Betonung des Dialogs, somit neuer Formen der Kommunikation zwischen den Menschen. Kardinal Lehmann hat jüngst erneut die Kriterien des interreligiösen Dialogs besprochen⁷. Solche Erörterungen bleiben freilich solange profillos, als sie sich nicht auf die konkreten Dialogsituationen einlassen und zugleich die intrareligiöse Dialogsituation in Betracht ziehen.

Tatsächlich ist der interreligiöse Dialog schon längst im Gang. Gefragt werden muss aber nach den Subjekten des Dialogs, also nach den konkreten Teilnehmern. Schließlich ist der Dialog kein Unternehmen von Spezialisten und Eliten. Er beginnt da, wo Menschen unterschiedlicher Rassen, Nationalitäten und Religionen einander

⁷ Vgl. *Karl Kardinal Lehmann*, Kriterien des interreligiösen Dialogs: StZ 227 (9/2009) 579-595.

im alltäglichen Leben und in der Nachbarschaft begegnen. Die wichtigsten kirchlichen Dialog-Dokumente unterscheiden zwischen verschiedenen Ebenen des Dialogs⁸. Dazu gehören die Begegnungen und Kooperationen im Alltag, der Diskurs zwischen Spezialisten, der spirituelle Erfahrungsaustausch. Für mich selbst ist von einschneidender Bedeutung, dass die Beschäftigung mit anderen Religionen heute nicht mehr allein darin besteht, dass *über* sie geredet wird, sondern dass wir *mit* lebenden Vertretern der fremden Religionen sprechen müssen. In der Theologie ist der Umgang mit dem Judentum und den Juden von exemplarischer Bedeutung geworden⁹. Wir lernen heute, respektvoll mit den Anderen und Andersgläubigen umzugehen. In gewissem Sinne ist der Begriff „interreligiöser Dialog“ irreführend. Denn nicht Institutionen reden miteinander, sondern Menschen, die Mitglieder einer religiösen Institution sind.

Dialog in der Kirche

Es ist aber wenig sinnvoll, über den interreligiösen Dialog zu reden, wenn innerhalb der Kirche kein entsprechendes Gesprächsklima herrscht. Der Dialog innerhalb der Kirche aber lässt nach wie vor zu wünschen übrig. Kardinal König hat im innerkirchlichen Dialog den Glaubwürdigkeitstest für den ernsthaften Willen der Kirche zum Dialog überhaupt gesehen¹⁰. Bei der Diskussion der Fragen hat er sich ausdrücklich auf die Frage der „*virī probatī*“, die Rolle der Frauen in der Kirche, die Kluft zwischen Kirchenvolk und Kirchenleitung sowie die Mündigkeit des Christen und sein Gewissen bezogen. Er war also davon überzeugt, dass in der Kirche virulente Fragen schon um der Glaubwürdigkeit willen aufgegriffen werden müssen. Ein weltweit verbreitetes altes Sprichwort sagt: „*Vox populi – vox Dei*“, „Volkes Stimme – Gottes Stimme“. Es wurde und wird oftmals nicht ernst genommen. Wo im 2. Kapitel der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* das Volk Gottes zum Leitmotiv wird, heißt es, dass „die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen Geist haben, im Glauben nicht fehlgehen“ kann (Nr. 12). Theologisch spielt der „Glaubenssinn“ (lat. „*sensus fidei*“) eine wichtige Rolle, das Gespür, das in der Übereinstimmung und im Glaubensvollzug der Gläubigen am Werk ist. Zwar kann

⁸ Vgl. etwa die Instruktion „Dialog und Verkündigung“ vom 19.5.1991 in E. Furlinger (Hg.), Der Dialog muss weitergehen. Ausgewählte vatikanische Dokumente zum interreligiösen Dialog (1964-2008). Freiburg 2009, 490ff.

⁹ Dazu ausführlicher H. Waldenfels, Kontextuelle Fundamentaltheologie. Paderborn 42005. 419-434; ders., Christus und die Religionen. Regensburg 2002, 91-109.

¹⁰ Vgl. Franz Kardinal König, Offen für Gott – offen für die Welt. Kirche im Dialog. Hg. von C. Pongratz-Lippitt. Freiburg 2006; dazu H. Waldenfels, Löscht nicht (A. 1) 35-38.

das Gottesvolk dem Lehramt nicht grundsätzlich widersprechen, doch tun die Träger des Lehramtes gut daran, auf das zu achten, was unter den Gläubigen – auch kritisch und anfragend - zur Sprache kommt. Schließlich hat das ganze Volk Gottes Anteil am prophetischen Amt der Kirche. Die Mitglieder der Kirche sind folglich nicht nur passive Empfänger der kirchlichen Lehre, sondern aktive Mitgestalter der kirchlichen Sendung. Deshalb muss für alle Glieder der Kirche ein Raum zur Mitgestaltung freigehalten werden. Leider werden in unseren Tagen die Räume aber wieder eher eng als weit.

Das Konzil hat darauf bestanden, dass in der Kirche ein wechselseitiges Hören und Sprechen zwischen Hirten und Laien vorherrschen muss¹¹. In *Lumen gentium* Nr. 37 heißt es ausdrücklich:

„Die heiligen Hirten aber sollen die Würde und Verantwortlichkeit der Laien in der Kirche anerkennen und fördern; sie sollen gern ihren klugen Rat gebrauchen, mit Vertrauen ihnen zum Dienst in der Kirche Pflichten übertragen und ihnen Freiheit und Raum zum Handeln lassen, ja ihnen Mut machen, auch von sich aus Werke in Angriff zu nehmen. Mit väterlicher Liebe sollen sie Vorhaben, Wünsche und Anliegen, die von den Laien vorgelegt werden, aufmerksam in Christus erwägen. Die gerechte Freiheit aber, die allen in der irdischen Bürgerschaft zusteht, werden die Hirten sorgfältig anerkennen.“

Die hier geforderte Haltung findet ihre Fortsetzung in *Gaudium et spes* Nr. 44. Dort ist die Rede von der Hilfe, die die Kirche von der heutigen Welt in einem lebendigen Austausch mit den verschiedenen Kulturen der Völker empfängt:

„Zur Steigerung dieses Austauschs bedarf die Kirche – vor allem in unseren Zeiten, in denen sich die Verhältnisse sehr schnell ändern und die Denkweisen sich sehr unterscheiden – in besonderer Weise der Hilfe derer, die, in der Welt lebend, die vielfältigen Institutionen und Fachgebiete kennen und die Mentalität, die ihnen innewohnt, verstehen, ob es sich um Glaubende oder Nichtglaubende handelt. Aufgabe des ganzen Volkes Gottes, insbesondere der Hirten und Theologen, ist es, mit Hilfe des Heiligen Geistes die vielfältigen Sprachen unserer Zeit zu hören, zu unterscheiden und zu deuten und sie im Licht des göttlichen Wortes zu beurteilen, damit die geoffenbarte Wahrheit immer tiefer erfasst, besser verstanden und angemessener vorgelegt werden kann.“

Das ist eine Sprache, die in unseren Tagen in der Kirche kaum noch zu hören ist. Wo achten die offiziellen Kirchenvertreter in erkennbarer Weise auf das, was sie von Leuten der Welt *lernen* können, - ungeachtet, ob diese Kirchenleute sind oder nicht, Glaubende oder Ungläubige? Entwickeln wir nicht längst neue Abwehrstrategien?

¹¹ Vgl. ausführlicher *H. Waldenfels*, Löscht nicht (A. 1) 23-26 u.ö.

Sind wir nicht dabei, uns gegenüber den Zeitgenossen und ihren Einsprüchen abzuschotten? Die Fragen bleiben auch gültig, wenn man sich an die Diskussionen Kardinal Ratzingers mit dem Philosophen Jürgen Habermas oder dem italienischen Senatspräsidenten Marcello Pera erinnert¹². Solche Diskurse dürfen nicht als Feigenblätter benutzt werden. Sie ersetzen nicht die fehlenden Gespräche vor Ort. Zu oft werden nach wie vor in der Kirche tatsächlich oder vermeintlich abweichende Standpunkte und Lehrmeinungen verurteilt, ohne dass Betroffene öffentlich zu den innerkirchlich vorgetragenen Bedenken, Rückfragen und Ablehnungen Stellung nehmen können und es dann zu entsprechenden Aussprachen über die Fragepunkte kommt; Schweigen ist oft die einzige Lösung¹³.

In der heutigen Zeit werden aber neue Formen der Kommunikation eingeübt; es wird mit neuen Medien gearbeitet. „Dialog“ ist ein großes Wort. Zu ihm gehören immer Hörer und Sprecher. Wenn es einen Dialog der Kirche mit der Welt geben soll, muss der Dialog zunächst innerhalb der Kirche geübt werden. Zu dieser Einübung gehört dann auch das Hören auf die Stimmen des Volkes, aus denen Gottes Stimme herauszufiltern ist. In der Sprache der geistlichen Väter, etwa des heiligen Ignatius von Loyola, sind dann die „Regeln der Unterscheidung der Geister“ einzusetzen. Sie führen zur Erkenntnis dessen, was der Geist Gottes heute sagt. Wo - wie am Pfingstfest - ein neues Verstehen zum Tragen kommt, wird die Kirche erneuert und befähigt, in den Dialog mit anderen Religionen und den vielfältigen Gruppierungen der heutigen Welt einzutreten. Wo sich alle Mitglieder der Kirche unter der Leitung des Geistes Jesu als des Geistes *Gottes* wissen, braucht niemand zu fürchten, dass „weltliche“ Maßstäbe die Kirche beherrschen.

Die Verantwortung der Intellektuellen

Die binnenkirchlichen Strukturfragen führen leider zu einer starken Beschäftigung der Kirche mit sich selbst. Das hat zur Folge, dass der gesellschaftliche Einfluss der Kirche abnimmt. Ein gutes Beispiel wird aus verschiedenen Städten des Rheinlands und des Ruhrgebiets berichtet. Danach werden häufig nach Übergabe von Kindertagesstätten an kommunale Träger als erstes die Kreuze von den Wänden

¹² Vgl. *J. Habermas / J. Ratzinger*, Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion. Freiburg 2005; *M. Pera / J. Ratzinger*, Ohne Wurzeln. Der Relativismus und die Krise der europäischen Kultur. Augsburg 2005.

¹³ Vgl. *H. Waldenfels*, Theologen unter römischem Verdacht: Anthony de Mello SJ – Jacques Dupuis SJ – Roger Haight SJ – Jon Sobrino SJ: StZ 226 (2008) 219-231; *ders.*, Wie inkulturiert sich Glaube heute? Die Anliegen des amerikanischen Theologen Roger Haight: HerKorr 63 (200) 405-410. Zur Sprachsituation in der Kirche ist nach wie vor lesenswert *E. Biser*, Religiöse Sprachbarrieren. Aufbau einer Logoporetik. München 1980; dazu *.H. Waldenfels*, Fundamentaltheologie (A. 9) 495-501.

genommen, und das Beten wird verboten. Rückzug des Christentums ist hier angesagt. Missionarisches Christentum aber ist etwas Anderes. Missionarisches Christentum heißt immer Sammlung und Sendung, Aufbruch, nicht Rückzug. Das erfordert die aktive Mitwirkung der Christen bei der Gestaltung der heutigen Gesellschaft. Wo aber zeigt sich die mitgestaltende Kraft des Gottesvolkes? Noch konkreter gefragt: Wo zeigt sich in der europäischen Öffentlichkeit und Gesellschaft die mitgestaltende Kraft akademisch gebildeter Christen, der Intellektuellen? Wo bekennen sie sich in ihren ethischen Entscheidungen und in ihrer Argumentation noch öffentlich als Christen? Wo setzen sie sich in der Öffentlichkeit für religiös offene Optionen ein? Ohne Zweifel bemühen sich nach wie vor zahlreiche gebildete Christen um die religiöse Gestaltung ihres persönlichen Lebens. Doch ist ihre Stimme im politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben zu vernehmen? Wirkt ein Christ, der sich heute noch offen zu seinem Glauben bekennt, nicht viel zu oft unzeitgemäß?

Deshalb muss man auch fragen: Wo mischen sich christliche Intellektuelle noch im Sinne des Konzils in der Öffentlichkeit, aber auch in der Kirche wirklich aktiv ein? Menschen, die sich „einmischen“, sind vielfach keineswegs freundlich willkommen. Das gilt überall, auch für die Kirche. Viele Hirten, auch nicht wenige kleine „Bischöfe vor Ort“, Pfarrer und Pastöre, verbitten sich ungebetene Ratschläge und Vorschläge und reagieren abweisend und unwirsch, wenn Laien auf sie zukommen, ihre Meinung äußern und Vorschläge machen. Ein gutes Stück der Resignation, die in deutschen Diözesen nach den strukturellen Veränderungen um sich gegriffen hat, rührt daher, dass Laien, auch gutwillige, einsatzbereite und intelligente Christen, frustriert sind, weil man ihnen nicht zuhört, geschweige denn, dass ihre Ansicht und ihr Rat etwas gilt oder gar ändern und bewirken kann.

Viel Einsatzwille und Einsatzfreude geht verloren, wo gestörte binnenkirchliche Beziehungen den Blick für die vielfältigen Sorgen der Menschen und den Blick auf gebotene Möglichkeiten verstellen und, wie am Beispiel der Kindertagesstätten gezeigt, vorhandene Möglichkeiten aufgegeben werden. Oft fühlt sich der einzelne Christ allein gelassen, weil auch viele traditionelle kirchliche Gemeinschaften, Standesvereine, darunter auch akademische Vereinigungen längst keine Foren für einen zeitgemäßen Meinungsaustausch und für gesellschaftsgestaltende Aktivitäten mehr sind.

In Essen gab es 2008 im Vorfeld der Kulturhauptstadt Ruhr 2010 eine Ausstellung mit dem griffigen Titel „Gold vor Schwarz“. Gemeint war: Ehe die schwarze Kohle gefördert wurde, gab es die Goldene Madonna des Essener Frauenstifts. Ausgestellt war der Essener Domschatz auf dem Weltkulturerbe Zeche Zollverein. Im Vorwort zum Katalog dieser Ausstellung schrieb der damalige Essener Bischof Felix Genn, das 1958 gegründete Bistum Essen sei „eine der identitätsstiftenden Klammern des Ruhrgebietes“¹⁴. Die Zeugen der im Christentum verankerten Kultur Europas, die Türme der Kirchen, sind fast überall noch in unseren Städten und Dörfern zu sehen, die Glocken zu hören. Es stimmt nachdenklich, wenn selbst Kirchendistanzierte Einspruch erheben, sobald Gemeinden eine Kirche abreißen wollen, die im Laufe der Zeiten zur Erkennungsmarke einer Landschaft oder eines Stadtteils geworden ist und so immer noch heimatliche Gefühle weckt, selbst wenn diese Gefühle nicht mehr religiös motiviert sind.

Aus der Mitte

Analytische Überlegungen sind in dem Maße wertvoll, als sie in praktische Überlegungen einmünden. Die Prognose des heutigen Papstes aus den 70-er Jahren des letzten Jahrhunderts erinnert schlussendlich an die Mitte christlichen Glaubens: an den dreieinigen Gott und den Gottesdienst. Wo die Mitte, der Inhalt des Glaubens, verloren geht, bleiben Fassaden. Zu Recht haben nachdenkliche Theologen darauf hingewiesen, dass wir heute weniger in einer Kirchen- als in einer Gotteskrise leben. Johann Baptist Metz spricht von einer „Art religionsförmiger Gotteskrise“¹⁵. Das heißt: Unter dem Mantel traditioneller und äußerlicher Zugehörigkeit zur Kirche verbirgt sich nicht selten Unglaube, genauer der fehlende Gottesglaube. Radio Vatikan hat am 9. Dezember 2007 die erschreckende Mitteilung verbreitet, dass von 76 Prozent, die angaben, einer Kirche anzugehören, 23,5 Prozent erklärten, nicht an Gott zu glauben, und 24 Prozent sich als abergläubisch bezeichneten.

Anstatt also die Fassaden zu pflegen, ist es an der Zeit, von Gott zu sprechen und die Quellen des Glaubens erneut freizulegen¹⁶. Das Konzil war von zwei Grundbegriffen geprägt. *aggiornamento* = „Verheutigung“ im Sinne der Bemühung,

¹⁴ Vgl. B. Falk (Hg.), Gold vor Schwarz. Der Essener Domschatz auf Zollverein. Essen 2008, 10.

¹⁵ Vgl. J.B. Metz, Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft. Freiburg 2006, 70, dazu H. Waldenfels, Löscht nicht (A. 1) 78-83.

¹⁶ Vgl. dazu ausführlicher H. Waldenfels, Gott. Auf der Suche nach dem Lebensgrund. Leipzig ²1997, und dessen Diskussion H. Sonnemans / T. Föbel (Hg.), Faszination Gott. Paderborn 2002.

den Glauben dem heutigen Menschen verständlich zu vermitteln, und *ressourcement* = Rückkehr zu den Quellen. Beides gehört zusammen: das Hier und Heute und das Leben aus den Quellen. Grund und Quelle unseres Lebens aber ist nichts anderes als das, was wir mit den Traditionen der Menschheit „Gott“ nennen.

Diese Frage aber ist kein rein intellektuelles Problem, also kein Problem des Wissens allein, auch wenn der Glaube immer neu nach seinem Verstehen ruft. Zu Recht bespricht der heutige Papst immer wieder das Thema „Glaube und Vernunft“¹⁷. Wichtig ist aber dann, dass wir Wege erschließen, auf denen Menschen dem lebendigen Gott existentiell begegnen können. Karl Rahner hat diese Bemühungen „Mystagogie“ genannt, Einführung in das Mysterium¹⁸.

Für Benedikt XVI. ist die Feier der Eucharistie zentral. Sie ist für ihn Ort der intensivsten Begegnung mit dem Mensch gewordenen Gott. Deshalb gibt es für ihn keinen Tag, an dem er nicht die Eucharistie feiert. Wichtiger als die Diskussion um die „alte“ und „neue Liturgie“ müsste heute die Sorge sein, dass den Gläubigen nicht nur die ihnen kirchenrechtlich auferlegten Pflichten abverlangt, sondern dass ihnen die ihnen im Kirchenrecht zugesprochenen Rechte gewährt werden. Zu diesen gehört das Recht auf die Begegnung mit Gottes Wort und den Empfang der Sakramente, also das Recht auf die Feier des Gottesdienstes (vgl. CIC cc. 213/4). Der Wiener Pastoraltheologe Paul M. Zulehner bemerkt dazu in seiner eingangs erwähnten Überlegung

„Statt von gläubigen Gemeinden auszugehen und diese mit der Kraft regelmäßiger Eucharistiefiern zu nähren, ranken die Reformen allein um die schrumpfende Zahl von Priestern und tragen zur Entfernung der Kirche von den Menschen bei.“

Für Zulehner gibt es in der Kirche „nichts Tieferes als die Feier der Eucharistie“, da Menschen sich in ihr „Christi Leib“ „einverleiben“, Christus ihr Leben ausweitet und sie mit der Kraft seiner Liebe durchflutet. Wem ist das heute noch wirklich bewusst? Wäre es der Fall, würde man in unserem Land nicht vielerorts so leichtfertig Gottesdienste abbauen, und mancher Priester würde eine größere Hochschätzung der täglichen Eucharistiefiern zeigen. Eine der großen Sorgen der kirchlichen Leitungsgremien müsste es heute sein, dass die Sonntagskultur mit der Feier der Eucharistie nicht immer stärker preisgegeben wird. Deshalb ist auch nachdrücklicher

¹⁷ Vgl. dazu auch Walter *Kardinal Kasper*, Glaube, der nach seinem Verstehen fragt: StZ 227 (2009) 507-519.

¹⁸ Vgl. dazu *H. Waldenfels*, Fundamentaltheologie (A.9) 348f. 387ff. u.ö.; auch die Graphik zur Gestaltung der Theologie 16.

zu fragen, wie die Feier der Eucharistie bis in die verlassenenen Dörfer hinein in Zukunft sicher gestellt werden kann. Die Rückkehr zum Heidentum, das Neuheidentum, Un- und Aberglaube, greift nicht zuletzt auf dem Land um sich.

Jahr des Priesters

Für 2009/10 hat Benedikt XVI. in Erinnerung an den vor 150 Jahren am 4. August 1859 verstorbenen Pfarrer von Ars Johannes Maria Vianney ein Jahr des Priesters ausgerufen. Ein solches Jahr sollte nicht nur ein Jahr des Gebetes um zahlreiche Priesterberufe sein. Vielmehr müssten der innerkirchliche Dialog und das Gespräch zwischen Klerus und Laien neu eröffnet werden und zu einer ehrlichen Beschäftigung mit dem Priesterbild, den Funktionen des Priesters und den Erwartungen an die Gemeindeleitung führen. Nur wenn Gebet und geistlich-praktisches Bemühen unter Gläubigen und Leitern der Kirche zusammenwirken, sind wirkungsvolle Hilfen für die Zukunft zu erwarten; nur dann kann man hoffen, dass das Berufsbild des „Geistlichen“ neue Strahlkraft erhält.

Zu den Quellen des Glaubens gehört die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift. Kann es aber richtig sein, in der wichtige Frage der Gemeindeleitung über die Aussagen der Pastoralbriefe stillschweigend hinwegzugehen?. Der 1. Timotheusbrief und der Titusbrief arbeiten in der Beschreibung der. Amtsträger mit ähnlichen konkreten Zugangsbedingungen. In beiden Fällen ist die Rede von Männern, die in ihrem Haus und ihrer Familie bewährt sind und in die Öffentlichkeit eine positive Ausstrahlung haben (vgl. 1 Tim 3,1-7; Tit 1,6-9). Vergleicht man diese Beschreibung mit den derzeitigen Bedingungen, so stehen heute eine breit angelegte theologische Ausbildung und die Fähigkeit und Bereitschaft zu einem zölibatären Leben im Vordergrund. Der Zugang zum priesterlichen Dienst ist also abhängig von einem gewissen intellektuellen Niveau, und die Bewährung als Hausvater entfällt.

An dieser Stelle geht es nicht um eine Ablehnung des Zölibats, der der katholischen Kirche des Westens – im Gegensatz zu den Ostkirchen - als eigenes hohes Gut zugewachsen und auch nach der Kirchenspaltung in der Reformation erhalten geblieben ist. Es gibt zweifellos gute Gründe für ihn. Zugleich zeigt sich in der Kirche längst auch Bewegung. Seit der Zeit Pius XII.' haben aus den Reformationskirchen zur katholischen Kirche konvertierte Pastoren das Privileg, als verheiratete Priester in der katholischen Kirche Dienst tun zu können, - allerdings steht hier nicht das Wohl der Gemeinde im Vordergrund, sondern die Lebensform eines einzelnen Gläubigen.

In diesen Tagen findet der Übergang anglikanischer Gruppierungen offensichtlich unter ähnlichen Bedingungen eine Lösung. Warum wird die Frage der Lebensform nicht ganz allgemein im Blick auf das Neue Testament und die neuere Kirchendisziplin, vor allem aber im Hinblick auf die sich abzeichnenden neuen Strukturen der Kirche und die Mängelerscheinungen in den Gemeinden vor Ort neu diskutiert?

Greift man auf Joseph Ratzingers frühere Vision zurück, sind auch die vorausgesetzten Studienleistungen neu zu überdenken. Vor allem müssten Möglichkeiten für Berufstätige geschaffen werden, leichter aus ihrer Berufsarbeit heraus Zugänge zum priesterlichen Dienst zu finden, wie es in vielen anderen praktischen Berufen längst möglich ist. Wenn man den Gedanken weiterverfolgt, dass berufstätige Christen zu Priestern geweiht werden, sie ihre priesterliche Tätigkeit also nebenberuflich ausüben, müsste es z.B. einen theologischen Fernkurs geben, der zur Ausübung des priesterlichen Dienstes qualifiziert, ohne dass die berufliche Tätigkeit aufgegeben werden müsste.

Mit dem hier Gesagten werden keine fertigen Lösungen geboten. Konkrete Umsetzungen müssten in all ihren Konsequenzen bedacht werden. Mir geht es hier nur darum, dass angesichts der Nöte unserer Gemeinden Anregungen des heutigen Papstes aus früherer Zeit heute nicht einfach mit Stillschweigen übergangen werden. Das darf schon deshalb nicht geschehen, weil das, was Joseph Ratzinger 1970 kommen sah, inzwischen für jeden erkennbar Wirklichkeit geworden ist.

Das Priesterbild und die Ämter in der Kirche

An dieser Stelle ist noch einmal nach den Anforderungen zu fragen, die heute auf einen Priester zukommen. Für viele immer noch kirchlich gesinnte junge Männer hat der Beruf des Priesters leider bei ihren Berufsüberlegungen keinen hohen Stellenwert mehr. Das hat weniger mit dem Zölibat als mit den Unschärfen des Berufsbildes zu tun. Für viele Menschen ist der Priester heute weniger ein „Geistlicher“ als ein vielgeplagter Manager mit wenig Zeit für den einzelnen Menschen und mit wenig Muße für sich selbst. Dabei sind viele Aufgaben, die früher dem Priester vorbehalten waren, längst anderweitig vergeben.

Der Priester ist nicht mehr der wichtigste Lehrer der Kirche. Religionsunterricht in den Schulen wird weithin von Nicht-Geweihten erteilt. Zwar wird den Predigten von Laien vielerorts noch Einhalt geboten, doch eine große Zahl von Laien, Männern wie

Frauen, sind in ihrer Ausbildung dem geweihten Priester gleichrangig, wenn nicht gar überlegen.

Zu katechetischen Tätigkeiten werden aus guten Gründen Eltern eingeladen, wenn ihre Kinder sich zur Erstkommunion oder Firmung vorbereiten. Allerdings mangelt es nicht wenigen dieser so genannten „Katecheten“ inzwischen an hinreichendem Glaubenswissen; sie gehören oft auch keineswegs zu den regelmäßigen Besuchern der Gottesdienste und der sonntäglichen Eucharistiefeier.

In der kategorialen Seelsorge, in Krankenhäusern, Altenheimen, Gefängnissen und anderswo sind gleichfalls oft nicht-geweihte „Seelsorger“ tätig. In priesterlosen Gemeinden sind von Laien geleitete Wortgottesdienste an der Tagesordnung. Anders gesagt: In vielen früher von Priestern ausgeübten Tätigkeiten sind heute Laien, Männer und Frauen, im Einsatz. Die meisten Verwaltungstätigkeiten könnten ohnehin gut Laien überlassen werden¹⁹.

In diesem Zusammenhang wird die Frage der Gemeindeleitung diskutiert. So wird gefragt: Könnte nicht ein Diakon, ein Pastoral- oder Gemeindereferent oder sonst ein Laie in priesterlosen Gemeinden die Leitung übernehmen? Die Frage ist theologisch brisant. Entscheidend ist, ob der Aufbau der Gemeinde vom immer neu vollzogenen Gedächtnis des Todes und der Auferstehung des Herrn, also von der Feier der Eucharistie als ihrer Mitte her gesehen wird oder nicht. Wo die Gemeinde von dieser Mitte her verstanden wird – und so sehe ich es –, muss die Leitung der Gemeinde unbedingt mit dem Vorsitz der Eucharistiefeier verbunden bleiben. Anders gesagt: Der Gemeindeleiter muss Priester sein. Hier fragt es sich nur: Muss dieses Amt auch in Zukunft einem Priester alter Ordnung vorbehalten bleiben und so das Netz der Gemeinden immer weitmaschiger werden, oder könnte man nicht umgekehrt im Sinne der Sicht Joseph Ratzingers aus dem Jahre 1970 im Beruf stehende bewährte Christen zu Priestern weihen und als Leiter von Gemeinden einsetzen?

Ein solcher Leiter würde ja nicht allein sein. Es wird auf das Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen angewiesen sein. Team-Arbeit ist angesagt, in dem unterschiedliche Talente zum Tragen kommen. Man könnte sich natürlich auch ein Team denken, in dem die Leitungsaufgaben dann verteilt sind. Hier wäre das vorhandene Rätssystem weiterzuentwickeln. Statt nur zu „beraten“, müsste es selbst aktiv Verantwortlichkeiten übernehmen, - das alles auf einer soliden spirituellen Basis.. Das kann hier nicht im Einzelnen durchgespielt werden.

¹⁹ Vgl. zu diesen und den folgenden Fragen Herder-Korrespondenz Spezial: Arbeiten in der Kirche 1-2009; M. Böhnke / Th. Schüller, Problematische Strategien: HerKorr 63 (9/2009) 451-456.

Doch soviel steht fest: Man kann die wenigen Priester, die noch vorhanden sind nicht mehr lange so allein lassen. Die Kirche kann sich nicht mehr lange den grundsätzlichen Fragen entziehen, zumal es in unseren Breiten bald zu spät ist. Die „bewährten Christen“ sterben aus, und es wachsen kaum welche nach. Im Übrigen warten andere Kontinente wie Lateinamerika und Afrika schon lange auf weiterreichende Lösungen.

Europas Zukunft

Bei unseren Überlegungen geht es zunächst um die Kirche Europas. In der bekannten Szene des Petrusbekenntnisses hat Jesus der Kirche verheißen, dass sie nicht untergeht (vgl. Mt 16,18). Daraus zu schließen, dass sie überall in der Welt überlebt, ist jedoch falsch. Blühende Kirchen sind in Kleinasien und Nordafrika schon früh unter dem Ansturm des Islams untergegangen oder zusammengeschmolzen. Umwälzungsprozesse stehen in vielen Ländern der Welt auch heute an.

Nach dem Ende des 2. Weltkriegs war in Deutschland viel die Rede vom „christlichen Abendland“. Dabei wurde übersehen, wie schnell sich das Rad der Geschichte weiter dreht. Unter Pius XII. war es noch ein Ereignis, wenn ein asiatischer oder afrikanischer Bischof ins Kardinalskollegium berufen wurde. Inzwischen verlagern sich die Gewichte der Welt wie der Kirche. Die Schwerpunkte der Welt liegen längst in der südlichen Hemisphäre. In Rom übernehmen mit großer Selbstverständlichkeit Bischöfe aus allen Kontinenten Leitungsfunktionen, und der Tag ist absehbar, dass ein nicht-europäischer Vertreter der Weltkirche den Stuhl Petri besteigt.

Europa ist dabei, seine Leitbildfunktion zu verlieren. Die europäische Kirche tut gut daran, auf die Stimmen der „jungen Kirchen“ zu hören. Schon heute helfen in der westlichen Welt afrikanische und indische Priester die Löcher stopfen, die durch den rapiden Rückgang der Priesterberufe entstehen. Doch nicht nur die christliche Landkarte ändert sich. Die Religionskarte als ganze wird bunter. Während in unseren Breiten viele Christen einen müden Eindruck erwecken, treten Vertreter anderer Religionen, Muslime, Buddhisten und Hindus mit ihrer Vitalität missionarisch auf. Doch auch das Gesicht des Christentums ändert sich in der Welt. An die Seite der klassischen Konfessionen treten in vielen Ländern neue Bewegungen mit einer ausgeprägten Emotionalität, fundamentalistische Gruppen, Pfingstgruppen, die alle einen jugendfrischen Eindruck machen und den demographischen Entwicklungen in Ländern wie Indien und Brasilien, in denen ein Drittel der Bevölkerung jünger als 20

Jahre alt ist, angemessen erscheinen. Spiritualität ist längst kein christlicher Grundbegriff mehr. Auch in unseren Breiten wenden sich viele Zeitgenossen asiatischen Sinnangeboten und Praktiken zu.

In unseren Tagen wird viel von der Wiederkehr der Religion gesprochen. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass die Zahl der „religiös Unmusikalischen“ (J. Habermas) immer noch wächst und dass wir weltweit in ein „säkulares Zeitalter“ (Ch. Taylor) eingetreten sind. Im Prozess der Globalisierung ist es weniger die Religion, der Glaube an einen Gott oder eine göttliche Wirklichkeit, der die Welt eint, als die starke Uniformierung, durch die wissenschaftlich-technischen Errungenschaften der modernen Welt. Es kommt hinzu, dass das säkulare Denken sich keineswegs allein mit einer Abkehr von der Normativität des Christentums begründen lässt. Unabhängig vom Christentum hat es z.B. schon in Asien Säkularisierungsprozesse gegeben²⁰. Diese Prozesse, verbunden mit dem Bemühen, ein sinnvolles Leben ohne Gott zu führen, wird es auch in Zukunft geben. Die Sinnsuche wird folglich nicht allein in einer Konkurrenz der Religionen verfolgt werden müssen. Menschen werden mit Religion und ohne Religion bemüht sein, eine sinnvolle Lebenserfüllung zu finden. Darauf muss sich das Christentum zusammen mit den anderen Religionen einstellen.....

Das Christentum wird also inmitten einer vielfältig zerspaltenen Welt, die sich zugleich nach einem friedvollen Miteinander sehnt, seinen Weg gehen müssen. Es kann nur überleben, wenn es inmitten der Pluralität von Angeboten, Ansprüchen und Erwartungen sein eigenes Profil immer neu schärft und seiner Identität treu bleibt. Christen sind stark, wo sie sich des Zugangs zu Gott versichern, diesen im Glauben an Jesus von Nazareth erkennen, in dem Gott Mensch geworden ist, und wo aus dem Geist leben, in dem Gott unter uns präsent ist und lebendig bleibt. Von Asiaten erfahren wir heute, dass der wahre Humanismus nicht-anthropozentrisch ist²¹. Christlich gesprochen, heißt das: Der wahre Humanismus ist in dem Maße anthropozentrisch, als er theozentrisch ist, das heißt: als der Mensch seine Mitte in Gott nicht verliert. Wo Europäern das einleuchtet, überwinden sie zugleich ihre kulturelle Egozentrik, endet die Eurozentrik²².

In unseren Tagen ist viel die Rede vom „Anderen“. Das mag zunächst der andere Mensch sein, der Andere ganz allgemein und ganz konkret: Es mag ein anderer

²⁰ Vgl. *H. Waldenfels*, Religionen und Christentum und der Säkularisierungsprozess in Asien, in *ders*, *Begegnung der Religionen*. Theologische Versuche I. Bonn 1990, 185-213.

²¹ Vgl. *R.A. Mall*, *Mensch und Geschichte. Wider die Anthropozentrik*. Darmstadt 2000.

²² Vgl. Art. Eurozentrismus (*H. Waldenfels*): *LThK*³, 1, 1005.

Stern sein im All. Für Christen hat der Ganz-Andere ein Gesicht: Jesus Christus ist die Ikone des unsichtbaren Gottes (vgl. Kol 1,15). Weil aber Jesus zugleich der Logos Gottes ist, bleibt es die Aufgabe der Christen, in und bei den Anderen Gottes Gegenwart zu suchen und zu finden. Es bleibt aber dann auch ihre Aufgabe, immer neu dafür Sorge zu tragen, dass Gott zur Sprache kommt.

Papst Benedikt XVI. hat seine erste Enzyklika programmatisch mit den Worten „*Gott ist Liebe*“ begonnen und seine Sozialenzyklika mit „*Liebe in Wahrheit*“ überschrieben. Selten ist eine Sozialenzyklika so entschieden aus der theologischen Substanz des Christlichen heraus geschrieben worden. Das beweist, dass in den vielfältigen Fragestellungen der heutigen Welt die Botschaft des Christentums, die sich in einer Person darstellt, nach wie vor aussagekräftig ist. Das gilt umso mehr, als das Leben Jesu immer auch Tat und Praxis war. Diese bestand im Einsatz des Lebens, im Loslassen, in der Weg- und Hingabe „für viele“. Sein Leben beweist: Wo Hingabe im Sinne des Doppelgebots als Gottes- und Menschenliebe praktiziert wird, fallen Mauern, brechen Zäune nieder, beginnt ein neues Miteinander der Kulturen, leben wir im Dialog. Im Einsatz für dieses neue Miteinander in der Gemeinschaft der Völker der einen Welt behalten Europäer ihren Platz. Darin liegt folglich Europas Zukunft und Chance.